

Das Büchlein will Petrus als einen Menschen zeichnen, „in dem sich ... alle kommenden Päpste widerspiegeln“, sei es in seiner Schwachheit, sei es in seiner Heiligkeit. Gleichzeitig will es uns bewußt machen, daß uns als sündigen Gliedern der Kirche die Rolle des Anklägers schlecht steht. Das Anliegen der kindlich-frommen, apologetisch-predigthafter Schrift ist zu loben, die Argumentation befriedigt aber nicht immer. Es steht zwar auf einer Seite der Heiligen Schrift, daß der Herr Petrus „Fels“ und „Satan“ nannte; aber tat er es im „gleichen Atemzug“? Man fragt sich, warum wir, wäre Johannes Papst geworden, ihm gegenüber nicht die gleichen „väterlichen und brüderlichen Gefühle aufbringen“ könnten. Daß die Kurie deswegen beinahe nur aus Italienern bestehe, „weil die Angehörigen dieses Volkes ... fast allein noch bereit“ seien, „sich mit einer derart kargen Entlohnung abzufinden“, ist schwer einzusehen. Diese Beispiele ließen sich vermehren. Störend wirken die Druckfehler Innozenz XI statt III (18) und Schloß statt Schoß (32) sowie die oftmalige Anrede „Geliebteste“.

OSWALD JOSEF (Hg.), *Ostbairische Grenzmarken*. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde. VIII/1966 (335 S., 15 Abb.) Verlag Institut für ostbairische Heimatforschung Passau. 1966. Kart.

Die bisherigen 7 Bände der „Ostbairischen Grenzmarken“ befaßten sich vorwiegend mit historischen, heimatkundlichen und kunstgeschichtlichen Themen. Der vorliegende 8. Band ist dem Passauer Dichter Max Mathes zum 70. Geburtstag gewidmet und trägt daher einen betont musischen Charakter. Der einleitende Essay über den Poeten, der aus der Feder des Herausgebers stammt, besitzt selber beachtliche literarische Qualitäten. Daran reihen sich Erzählungen und Gedichte des Jubilars, die von echt dichterischer Kraft zeugen. Von den Festbeiträgen anderer Dichter gefallen besonders die gereimten Heiligenlegenden von Gerhard Eis. Der Band ist noch in einem anderen Sinne ein Jubiläumsbuch. Er würdigt den 40jährigen Bestand des Vereins und Instituts für Ostbairische Heimatforschung, dessen knappe Chronik J. Oswald zusammengestellt hat. Vom fruchtbaren Schaffen des Vereins zeugen auch die 13 wissenschaftlichen Beiträge des gegenwärtigen Jahrbuchs, von denen hier nur einige der umfangreicheren kurz gewürdigt werden können.

K. Baumgartner legt eine Monographie über den bedeutenden Passauer Schulmann Karl Peter Obermaier (1773–1850) vor (118–156). — K. Grünberger bietet einen Überblick über die Passauer Zünfte im Mittelalter (157–212). Der Leser hätte vielleicht noch mehr Details erwartet, etwa was die religiöse Betätigung der Zünfte und dgl. betrifft, doch dürften hier die Quellen versagt haben (vgl. 200).

Im Anhang bringt der Autor sechs bisher unveröffentlichte Zunftbriefe zum Abdruck. Die interessante Studie von W. Hanisch „König Wenzel und die Stadt Passau“ (213–230) interpretiert die für die Stadt erlassenen Urkunden des Monarchen. Dabei fällt, was die Überschrift nicht vermuten läßt, auch neues Licht auf eine Fälschung Pilgrims. König Wenzel (1361–1419) wird zum Unterschied von der allgemeinen Einschätzung als starke — wenn auch tragische — Herrschergestalt verstanden, der an Stelle des Adelsstaates wieder den Königsstaat setzen wollte. Sehr anregend ist der Aufsatz von H. Fenzl (241–250) über die beiden Griesbach (Untergriesbach und Oberzell), doch hätte man eine gestrafftere Darstellung gewünscht. Was die kirchliche Organisation der beiden Orte betrifft, vermutet Fenzl die Urfarre in Untergriesbach. H. Lerch geht in seinem Beitrag „Das Tal der hundert Künstler“ (255–266) auf das Wirken der aus dem Intevaltal (zwischen Comer und Luganer See) ein; unter ihnen finden sich so bekannte Namen wie Canevale, Carlone, Spazzi. Ihr Einfluß auf den süddeutsch-österreichischen Raum zur Barockzeit ist bedeutsam, Lerch spricht geradezu vom „Intevalbarock“. Die Ausführungen des Verfassers gehen offenbar auf einen Vortrag zurück und hätten für den Druck knapper gefaßt werden können. F. Cavarocchi bietet etliche archivalische Belege über die intelvesischen Künstler (267–272) und kündigt eine Monographie über diesen Gegenstand an. Schon diese paar Hinweise zeigen, daß auch die *Scientia* nicht zu kurz kommt, obwohl der besprochene Band der Muse breiten Raum gönnt.

Linz/Donau

Rudolf Zinnhobler

INSTITUT FÜR KIRCHLICHE ZEITGESCHICHTE SALZBURG (Hg.), *Hirtenbriefe 1965 aus Deutschland, Österreich und der Schweiz*. (380.) Verlag Herder, Wien 1966. Kart. S 225.—, DM/sfr. 36.—.

Der erste Dienst der Apostel und ihrer Nachfolger, der Bischöfe, ist das Amt der Verkündigung, so belehrt uns das Konzil, so formuliert es einer der Hirtenbriefe. Eine der vielen Fragen, die von dieser Sammlung von Hirtenbriefen und ähnlichen Verlautbarungen der deutschen, österreichischen und schweizerischen Bischöfe im Jahr des Konzilsabschlusses beantwortet werden können, mag sich darauf richten, ob und in welchem Ausmaß die Bischöfe als die hauptverantwortlichen Verkünder des Evangeliums diesen ihren Dienst wahrgenommen haben. Damit müßte sich eigentlich bis zu einem gewissen Grad das Niveau der Verkündigung in einem ganzen Sprachgebiet feststellen lassen. Verfolgt man die Hirtenbriefe über Jahre hin, sollten sich so etwas wie Schwerpunkte im Glaubensbewußtsein herauskristallisieren lassen, da jene Aussagen wohl am ehesten Gelegenheit haben, in das Be-



wußtsein der Gläubigen einzugehen, die allen in gleicher Weise und mit besonderer Eindringlichkeit vorgelegt werden. Diese und ähnliche wichtige Fragen ließen sich nur nach einer jeweils mühevollen Quellensammlung beantworten, gäbe es nicht die vorliegende. Man ist eigentlich erstaunt, daß erst 1910 mit der Edition der deutschen Hirtenbriefe begonnen wurde, obwohl diese Weise der Verkündigung schon Mitte des 18. Jahrhunderts in Übung gekommen war. Und man ist noch mehr erstaunt, daß nach der unfreiwilligen Unterbrechung dieser Edition 1937 und nach Kriegsende noch einmal so viele Jahre vergehen mußten, bis es zu einer Fortsetzung kam. Um so dankbarer mag man für diese Initiative und Leistung des von Frau Dozent Dr. Erika Weinzierl geleiteten Instituts für kirchliche Zeitgeschichte am internationalen Forschungszentrum für Grundfragen der Wissenschaften Salzburg sein.

Über den dokumentarischen Wert dieser Veröffentlichung dürfte sich eine Aussage erübrigen. Wie steht es aber mit dem im Vorwort erhobenen Anspruch, daß diese Sammlung den Bischöfen und dem gesamten Klerus Information und Anregung für das pastorale Wirken vermitteln kann? Beim Durchblättern des Inhaltsverzeichnisses mag man diesbezüglich einige Bedenken haben: zum Teil handelt es sich um gemeinsame Hirtenbriefe eines der drei Länder, zum anderen Teil kehren gerade 1965 bestimmte Themen immer wieder, wie die Erneuerung der Liturgie, die Caritas mit den Schwerpunkten Entwicklungshilfe und soziales Jahr, Konzil und Konzilsabschluß, Rückblick auf 20 Jahre Aufbauarbeit seit Kriegsende, Ökumenismus, Bekenntnisschule (in Deutschland und in der Schweiz) und die katholische Ehe. Wenn man dann aber die einzelnen Hirtenbriefe zu gleichen oder ähnlichen Fragen vergleicht, unterscheiden sie sich in Inhalt, Schwerpunktsetzung und Darstellungsart so weit von einander, daß sie sich echt ergänzen und daß wohl auch mancher Bischof sich fragen könnte, ob nicht der andere Einstieg besser gewesen wäre. Es sei auf die Verschiedenheit in den Einführungen in die erneuerte Liturgie und in die Ergebnisse des II. Vaticanum verwiesen, die von kurzen Hinweisen bis zur applizierten Meßopferlehre von Rohner und einem ausführlichen Überblick über die Ergebnisse des Konzils reichen. Ähnlich stark sind die Unterschiede in der Verkündigungssprache. Bei manchen findet man eine Diktion, die den heutigen Menschen auch tatsächlich erreichen dürfte, andere Briefe bestehen aus einer Fülle von Schrift-, Traditions- und vielleicht noch Konzilszitaten, die in dieser Häufung abstupfen lassen. Interessant wäre auch die Frage, ob die Zentralthemen unseres Glaubens hinreichend anklingen, daß sie in das Glaubensbewußtsein eingehen können. Vielleicht fin-

den soziologische Untersuchungen, wonach auch praktizierende Katholiken vielfach ein sehr ungenügendes Wissen an diesen Zentralwahrheiten haben, eine bessere Erklärung. Wenn man das Gottesbild der Hirtenbriefe oder auch das Bild von Jesus Christus, von der Auferstehung, von den Eschata usw. darstellen wollte, müßte man die Aussagen ziemlich mühevoll zusammensuchen und wird ein Ungenügen feststellen. Das Register verzeichnet unter Gott nur eine Stelle, die von der Gottesvorstellung spricht; die angegebene Aussage ist aber so dürftig, daß sie kaum verdiente, in ein Register aufgenommen zu werden, während die zwar kurzen aber doch wichtigen Aussagen über Jesus Christus (z. B. S. 333) im Register vollständig fehlen. Überhaupt wäre ein etwas ausführlicheres und auch theologisch orientiertes Register sehr zu begrüßen, um die praktische Verwendbarkeit zu erhöhen (da man ja weder den Bischöfen noch dem übrigen Klerus und den seelsorglich engagierten Laien zumuten kann, daß sie die Hirtenbriefe wie ein Buch von Anfang bis zum Ende durchstudieren). Mit welcher Berechtigung manche Hirtenbriefe nicht aufgenommen wurden, läßt sich schwer ermesen, wenn man diese Briefe nicht kennt (z. B. unter Caritas). An sich schiene eine Vollständigkeit oder wenigstens eine kurze Zusammenfassung und ein Hinweis, welchem Hirtenbrief über das gleiche Thema ein ausgelassener am meisten ähnlich war, wünschenswert. Den Hirtenbrief über die Ehe als „nicht in diese Sammlung aufgenommen“ zu kennzeichnen (vgl. S. 378 Anmerkung und S. 73), der gleichlautend mit dem einer anderen Diözese und dort abgedruckt ist (37 ff), scheint nur ein Versehen zu sein, ähnlich wie es bei der zeitlichen Einreihung der Briefe Nummer 103 ff der Fall sein dürfte.

Abschließend seien noch einige Hinweise gegeben, auf welche verschiedenartigen Feststellungen und Fragen man bei der Lektüre dieses Buches noch kommen kann. Bei der Mehrzahl der Aufrufe zur Caritas wird diese nicht in Beziehung zur Mitfeier des Gottesdienstes des Volkes Gottes gesehen; hier könnten sich auch Bischöfe von anderen belehren lassen. Während sich der eine Erzbischof auch im Hirtenbrief als „Metropolit“ vorstellt, entsakralisiert ein anderer Bischof die Grußformel und schreibt „durch des Apostolischen Stuhles Anordnung“ (statt Gnade). Ob ein Bischof sein Hirtenamt besser ausübt, der seine Gemeinden sechzehnmal (!) oberhirtlich anspricht, oder ein anderer, der neben den gemeinsamen Hirtenbriefen seines Landes nur *einen* eigenen schreibt, mögen die geduldrigen Hörer der sechzehn Hirtenschreiben beurteilen. Interessant wäre wohl auch ein Vergleich zwischen den Aussagen zur Ökumenischen Be-



wegung einerseits und jenen zur Mischehe sowie zur Bekenntnisschule andererseits.

Wels

Helmut Erharter

DUINKERKEN ANTON VAN, *Bernhard von Clairvaux*. (200.) Verlag Herder, Wien 1966. Leinen S 108.—, DM/sfr. 17.50.

Der Autor dieser Biographie, Willem Asselsbergs, Literarhistoriker, Essayist und Schriftsteller, geht von der These aus, daß das, was von Werken des Kirchenreformers die Zeiten letztlich überdauert hat, seine Schriften seien. Darüber ließe sich diskutieren: denn wir wissen, daß es Männer der Geistesgeschichte gegeben hat, die sich auch ohne Schriften, einzig allein durch ihr Sosein in das Gedenkbuch der Jahrhunderte eingeschrieben haben: und es scheint, daß Bernhard zu dieser Gruppe gehört. Aber lassen wir das dahingestellt; er war auch ein wortgewaltiger Schriftprophet. So ist der Plan des Autors, die Gestalt des Mystikers in einer Reihe von literarkritischen Analysen der wichtigsten Werke aufleuchten zu lassen, durchaus eine Möglichkeit, neues Licht auf eine historisch sehr unterschiedlich verstandene Persönlichkeit zu werfen.

Schriften wie „De diligendo Deo“ (1126), die „Apologia“ (1127), die Erklärungen zum Hohen Lied, „De conversione“ (1140), die Schriften „Contra errores Abaelardi“ (1140) und „De consideratione“ (1149–1152), seine Sermones und die Briefe werden nicht einfach hin zur Fundgrube für biographische Daten, sondern in ihrer Ganzheit aus sich interpretiert und in den jeweiligen historischen Rahmen gestellt und von daher verstanden. Es wird zwar dadurch nicht die undankbare Arbeit des Historikers geleistet, die alten Viten des Heiligen zu entmythologisieren und ein möglichst fehlerfreies Bild herauszustellen, aber es wird doch manches weniger Beachtete an den Tag gefördert. Wir müssen mit dem Autor (184) bedauern, daß das Bild des Heiligen durch den nach seinem Tod sich bildenden Legendenkranz nicht künstlerisch verklärt im Range etwa der „Fioretti“ des hl. Franz, sondern verkitscht und entstellt wurde. Schade, daß der Autor grundsätzlich nicht zitiert. Im deutschen Sprachbereich hätte man auch bei ähnlichen Werken wenigstens nicht auf Textverweise und auf ein klärendes Zitat bei anfechtbaren Behauptungen verzichtet. Das drückt den Wert des Buches, dessen Methode sonst die Art eines bloßen Erbauungsbuches weit übersteigt. Vielleicht glaubte der Autor, diese Unterlassung seiner Bedeutung als Schriftsteller schuldig zu sein. Dagegen muß aber vorgebracht werden, daß das Buch bei aller sprachlichen Sauberkeit und guten Lesbarkeit (zu empfehlen auch für Tischlesungen) nicht die genügende künstlerische Dichte besitzt, welche die angeführten Erfordernisse kompensierten.

Im folgenden seien einige Punkte angeführt, die Beachtung verdienen, aber auch einer

Berichtigung bedürfen. Daß es bei den Juden Jungfräulichkeit als einen religiös erstrebenswerten Lebensstand gegeben habe (33), ist wissenschaftlich nicht gesichert. Wenn der Autor (56 ff.) in der antilunyzensischen Bilderstürmerei des Heiligen einfachhin ein Paradoxon zu seiner ansonsten künstlerisch veranlagten Natur und seiner lebendigen sprachlichen Bildkraft sieht, so darf man wohl die Frage komplexer sehen. Einerseits bedeutet Ablehnung einer Stilrichtung noch lange nicht den Verzicht auf Kunst schlechthin; der neue Wein verlangt nach neuen Schläuchen; andererseits wäre es nicht das erste Mal in der Kirchengeschichte, daß Bilderstürmerei sich in einer besonderen Kultivierung des Wortes sublimiert hätte. Man möge auch die Äußerungen von produktiven Künstlern und Wissenschaftlern nicht zu ernst nehmen, wenn sie über die Nichtigkeit ihrer Disziplinen sprechen. Plato war bekanntlich zuinnerst nicht nur Philosoph, sondern auch Dichter, und spricht abfällig über die Kunst. Mit einer ähnlich komplizierten Haßliebe haben wir es bei Bernhard zu tun. Wenn es zu einer intensiven Gotteserfahrung kommt, wie es bei Bernhard der Fall war, verblassen oft wenigstens im momentanen Gotteserleben sonst hochgeschätzte irdische Werte. Bernhard wußte nicht nur theoretisch um den Wert der irdischen Wirklichkeiten, wie er auch in den „niederen“ Formen des „amor concupiscentiae“ nicht nur eine unvollkommene Vorstufe der mystischen Begnadung, sondern ihren notwendigen Nährboden sieht (90).

Der Autor zeigt in sehr feinsinniger Weise, wie Bernhard durch seine neue Form der Bibelauslegung einen ausgeprägt humanistischen Zug in der Art der Verkündigung einführt. Die Kultur, die Umwelt und der konkrete Mensch seiner Zeit wird ernst genommen und mit dem Wort der Bibel unauflöslich vermählt (65 ff.). Indem Bernhard das alte arianische und nestorianische Anliegen in echtem Dialog aufgreift und die Menschheit Christi wieder mit allen Konsequenzen in den Vordergrund der theologischen Betrachtung stellt, wird er bis in unsere Tage bahnbrechend für ein neues Menschenbild, und nebenbei, ohne es zu wollen, einer der geistigen Väter des mittelalterlichen Dramas und der allegorischen Dichtung, wie es der Autor darzulegen versteht (68).

Das Kapitel über Bernhards Kampf gegen den Antisemitismus seiner Zeit besitzt besondere Aktualität. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß Bernhard mit solcher Schärfe die zahlreichen Aspekte des Problems sieht und trotzdem mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit die verfolgten Juden in Schutz nimmt. Die scheue Ehrfrucht, mit der die Ecclesia das Mysterium Israels in gotischen Kathedralen betrachtet, findet sich bei Bernhard vorgeformt. Ähnlich